

DAVID C. GORDON

Self-Determination and History in the Third World

Princeton University Press, Princeton N. J. 1971

219 Seiten, Index, Bibliographie \$ 7,50

Professor Gordon hat ein sehr interessantes Buch geschrieben. Gleichwohl hat er gute Aussicht, sich mit ihm zwischen alle Stühle zu setzen, nämlich die der alten kolonialen und die der neuen Historiographie der ehemaligen Kolonialvölker. Das ist aus der Perspektive derer, die ihre Plätze behaupten, eine beklagenswerte Situation. Ich meine dagegen: durchaus ein Ehrenplatz für einen Historiker, der seine eigene Position deutlich bezeichnet, seine Grenzen kennt und innerhalb derselben außerordentliche Kenntnis und Empathie entfaltet. Letzteres bezieht sich in erster Linie auf Nordafrika und den Mittleren Osten, über die Gordon hauptsächlich schreibt. Insofern ist der Buchtitel vielleicht etwas zu hoch gegriffen. Er diskutiert auch nicht weiter, ob und warum die hier gefundenen Ergebnisse für die „Dritte Welt“ allgemein Geltung beanspruchen können. Andererseits betont Gordon die geographisch-thematische Begrenzung deutlich genug.

Gegenstand der Untersuchung ist auch nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, die historische Entfaltung der Wirksamkeit des Begriffes von oder der politischen Forderung nach „Selbstbestimmung“, also nicht eine politische Geschichte der Entkolonialisierung. Es geht um viel komplexere Vorgänge, nämlich umgekehrt einmal um Geschichte als Bewußtsein von der eigenen Vergangenheit oder vom Verhältnis des eigenen nationalen Ego zur Geschichte, das ist letztlich als historisches Selbstbewußtsein im Prozeß der nationalen Selbstbestimmung (Dekolonisierung), zum anderen um Geschichte als Historiographie in diesem Prozeß. Kurz gesagt: das Thema ist nicht Selbstbestimmung in der Geschichte, sondern Geschichte im Prozeß der Selbstbestimmung. Gordon untersucht also mehr psychologische und historiographische als politische und soziale Vorgänge, allenfalls die Spiegelung der letzteren im historischen Bewußtsein einer nationalen Psyche oder eines nationalen Ego, repräsentiert durch einige professionelle Historiker. Die Natur der Beziehung zwischen diesen Faktorengruppen sowie die repräsentative Funktion einiger wenn auch bedeutender Historiker für den historischen Bewußtseinsstand einer Nation problematisiert Gordon allerdings nicht oder unzureichend. — Damit ist aber auch die negative Kritik schon vorweg zusammengefaßt.

Im Prozeß der „self-determination“ oder Dekolonisierung sucht ein Volk seine Identität. Es muß die Verbindung zur eigenen Vergangenheit wieder knüpfen, die die Kolonialmacht zerschnitten und dadurch das kolonisierte Volk zum Objekt der Geschichte gemacht hat. Das kolonisierte Volk tritt im Zuge der self-determination wieder als Subjekt in seine eigene Geschichte ein, stellt den historischen Zusammenhang von der eigenen Vergangenheit über die Gegenwart mit seiner Zukunft wieder her. In diesem Sinne und Kontext erfüllt Geschichte eine utilitarische Funktion: als kollektive Erinnerung oder kollektives Bewußtsein eines Volkes, manifestiert und lebendig erhalten durch Symbole, Mythen und Illusionen, trägt sie dazu bei, ein Gefühl von Identität, Authentizität, Sinnhaftigkeit usw. zu erzeugen. Erst damit aber ist ein Volk Subjekt der Geschichte. — Geschichte ist aber zugleich für Gordon auch immer wissenschaftliche, idealiter „objektive“ Erforschung der Vergangenheit (unabhängig von dem Verwendungszweck dieser Forschungsergebnisse). Hier stellt sich für die Historiographie der ehemals kolonisierten Völker die Aufgabe, ihre eigene Geschichte, die bisher die Geschichte

(Geschichtsschreibung) der Kolonisatoren für Zwecke der Kolonisation war und als solche in den Kolonien gelehrt wurde, als eigene neu zu schreiben. Es ist zu erwarten, daß von seiten der „westlichen“ Historiographie hier ein Angriff gegen Gordon (als „Nestbeschmutzer“) geführt werden wird. Dazu H. Aptheker: „History's potency is mighty. The oppressed need it for identity and inspiration; oppressors for justification, rationalization, and legitimacy.“ (zit. S. 20).

Das Interesse an der eigenen Geschichte ist deshalb in der 3. Welt generell lebhaft — für sie ist Geschichte nicht „tot“. Gordon unterscheidet hier drei „approaches“ zur Geschichte: Die „Futuristen“ möchten sich der Bürde der Vergangenheit sowie ihrer eskapistischen Verwendung weitestgehend entledigen und statt dessen Geschichte und Gesellschaft rational total neu konstruieren; diese Haltung ist häufig in Gebieten anzutreffen, wo die Vergangenheit nicht disponibel, d. h. nicht realisierbar, schwer erforschbar ist oder in großräumigen Zusammenhängen jedenfalls nicht sinnhaft vergegenwärtigt werden kann wie in Schwarzafrika. — Die „Apologeten“ dagegen verteidigen die historisch legitimierte Tradition gegen alle Elemente der feindlich-westlichen Kultur bis zu dem Punkte, wo sie traditionelle Strukturen gegen jede Möglichkeit der Modernisierung abschirmen (Moslembruderschaften) und noch damit indirekt und negativ der westlichen Kultur ihre Reverenz erweisen. — Die „Rekonstrukteure“ schließlich gehen einen Mittelweg: sie wollen das Bewußtsein von der Größe der Vergangenheit erwecken, erkennen aber deren Begrenzungen gegenüber den Herausforderungen der Modernität und suchen deshalb die geistige Rückkehr zur eigenen Vergangenheit als Basis, um auf ihr eine zukunftsorientierte moderne Gesellschaft zu bauen. Gordons Sympathie gehört eindeutig diesem letzteren Ansatz.

Hiervon ausgehend untersucht Gordon sodann „Gebrauch und Mißbrauch“ der Geschichte im Prozeß der self-determination sowie die „revisionistische“ Neu-Schreibung der Geschichte in der Dritten Welt, d. h. Geschichte als Historiographie (Gordon nennt dies die „Copernican“ Revolution). Im letztgenannten Zusammenhang stellt Gordon zu sieben Problemkreisen (Rolle von Geographie, kollektiver Psyche, nationalem Charakter usw. in den Kolonialvölkern) den von den Kolonisatoren entwickelten historischen Stereotypen die je charakteristischen Argumentationsstereotypen der ehemaligen Kolonialvölker gegenüber (S. 138 ff.).

Das ergiebigste Kapitel ist wohl das über „uses and abuses“ of history. Hier spürt Gordon mit immenser Belesenheit immer neue Spielarten dieses merkwürdigen Umganges mit Geschichte auf. Davon seien nur einige erwähnt: die Technik, Neuerungen unter Verwendung traditioneller Symbole als Erscheinungsformen des Alten auszugeben und dadurch das Identitätsgefühl des Volkes ebenso zu benutzen wie zu stärken; die Konstruktion von Gegen-Mythen durch den Kolonisierten als Waffe gegen den Kolonisator (so der Nationalismus); die Schaffung/Verwendung von Symbolen wie „Helden“ und ihren Taten, die einen großen Integrationswert haben und deren Züge als Indikator für die Werte dienen, die die betreffende Gruppe zu realisieren sucht. Derartige Symbolkraft kommt auch einzelnen Worten, ganzen Sprachen (arabisch) oder historischen Ereignissen zu (Masada, Sharpville, algierische Revolution, im Westen der Bastille-Sturm usw.). Dabei ist die mythische Verwendung und Verwendbarkeit dieser Symbole (S. 83 ff. eine sehr interessante Untersuchung von Schulbüchern als Medien für ihre Übermittlung) unabhängig von ihrem historischen „Wahrheitsgehalt“ wichtig für den „nationbuilding“-Prozeß. Weiter untersucht Gordon große einigende Mythen (S. 89 ff.), welche die verschiedenen Symbole im obigen Sinne zu einer Gesamtschau vereinigen, damit einem

Volke die umfassende Interpretation seiner historischen Existenz liefern und seinem Schicksal einen Sinn geben. Als ein Beispiel u. a. dient die offizielle Mythologie Atatürks, die weitgehend auf Sprache und Zivilisationsgeschichte abstellt: die sog. Sonnensprachen-Theorie, wonach die türkische Rasse (sic!) die Wiege der Zivilisation, das Türkische Muttersprache der Menschheit ist. In anderen Mythen dieser Art bildet die Religion (z. B. der Islam für die Araber) oder die Rasse (so in Schwarzafrika) das zentrale Element. Je schwieriger es ist, die Gegenwart in unmittelbar einsichtiger Weise mit einer „großen Vergangenheit“ zu verknüpfen, desto extravaganter werden gelegentlich die Mythen, etwa jene der Black Muslims in den USA. Das hat nichts mit der Behauptung der Geschichtslosigkeit Afrikas zu tun, die selbst ein im Dienste von (kolonialer) Herrschaft stehender (und auch andernorts, etwa im Verhältnis Österreich-Ungarns zu den Slaven oder Weißruthen, zu beobachtender) Mythos ist: daß Völker mit alter Geschichte geschichtlosen Völkern überlegen seien. Nicht ohne Grund betonte Nkrumah, der wichtigste Mythos, gegen den Afrika kämpfen müsse, sei jener von der „Geschichtslosigkeit“ Afrikas. Hier geht es nur um dasjenige, was oben die jederzeitige „Verfügbarkeit“ der Geschichte für Zwecke des nation-building genannt wurde. Sie allerdings ist in Schwarzafrika wohl geringer als z. B. in China.

Schließlich spricht Gordon über die Konflikte zwischen den verschiedenen Mythen: „genauso wie ökonomische und politische Interessen konfliktieren“ (S. 113 ff.). Hier zeigt sich deutlich die bereits früher erwähnte Schwäche: sind das wirklich so völlig selbständige und voneinander unabhängige Größen? Bezeichnenderweise taucht der Begriff „Ideologie“ nicht auf, es ist nur von Mythen, Mythologien die Rede. Das wäre an sich ohne Belang, wenn nicht der Anschein erweckt würde, als bestehe keinerlei Beziehung zwischen diesen Kategorien.

Im letzten Kapitel schließlich beleuchtet Gordon die zuvor behandelten Einzelscheinungen noch einmal vom Selbstverständnis der Historie als Wissenschaft. Muß Geschichte in dem Sinne wahr sein, daß sie als Inspirationsquelle im heutigen Emanzipationsprozeß einer verifizierbaren realen Vergangenheit entsprechen muß? Ist sie überhaupt objektiv erkennbar? Kann m. a. W. mit schlechter („falscher“) Geschichte eine gute Wirkung erzielt werden? Oder gerät die Zukunft in Gefahr, wenn man sie mit der Vergangenheit betrügt? Gordon hat den Mut, so altmodisch zu sein, daß er trotz erheblicher Vorbehalte die ersten beiden Fragen bejaht und die letzteren entsprechend beantwortet. Daraus ergeben sich Interpretationsfolgen für die Beurteilung des heutigen Prozesses der „self-determination“: die Haltung der eigenen Vergangenheit gegenüber erscheint als Gradmesser für das jeweils erreichte Maß an Selbstbestimmung, deren Optimum Gordon als „Reife“ („maturity“) bezeichnet. Diesen Begriff entlehnt er bei Karl W. Deutsch (vergl. im einzelnen S. 188 f.).

Dieser Begriff und Maßstab der „Reife“ ist es hauptsächlich, der auch auf Seiten der Autoren der Dritten Welt Widerspruch hervorruft (vgl. z. B. Afaf Lutfi Al-Sayyid Marsot in einer Besprechung in The Middle East Journal 1972, S. 218). Gordon sieht allerdings in den Mißbräuchen, die die Völker auf ihrer Suche nach Identität und Selbstbestimmung mit ihrer Geschichte treiben, eine notwendige „jugendliche“ Phase (S. 129) von „myth-making and ethnocentric self-absorption“ (S. 186 f.), die aber — so hofft er — einem Zustand der Reife weichen werde. Dieser zeichnet sich durch eine kritische und überlegene Einstellung gegenüber der eigenen Vergangenheit aus. Sie vermag die Periode kolonialer Geschichte in die Totalität der eigenen Vergangenheit und geschichtlichen Entwicklung zu inte-

grieren, sie als deren nicht rückgängig zu machenden Bestandteil zu akzeptieren und damit ihre negativen wie auch etwaigen positiven Seiten zu sehen. Gordon geht diesen „positiven“ Seiten allerdings nicht weiter nach. Man könnte etwas deutlicher in seinem Sinne sagen: Reife bezeichnet die Offenheit, jedenfalls die Frage nach der Gesamtwirkung der kolonialen Periode — einschließlich ihrer etwaigen „positiven“ Aspekte — unbefangen zu stellen.

Die erwähnte Kritik an Gordon ist der unmittelbare Ausdruck eines Dilemmas, auf das dieser selbst nachdrücklich hinweist, daß nämlich Intellektuelle der Dritten Welt dazu neigen, eine im feindlichen Westen entwickelte kritische Historiographie als Aspekt oder gar Instrument des Kolonialismus und nicht — anders als bei den Naturwissenschaften — als auf einer universal anwendbaren Methodologie beruhend anzusehen (S. 136). Die westliche Geschichtsschreibung hat häufig genug diesem Verdacht begründete Nahrung geliefert, das betont Gordon nachdrücklich mit vielen Beispielen. Diese Schwierigkeit ist jedoch nur ein Teil eines noch größeren Dilemmas: einerseits der Notwendigkeit, einen offenbar globalen Trend zur Modernität als solchen und nicht nur als Instrument westlicher Kolonialherrschaft zu erkennen, einen Trend, der zwar zunächst von westlichen Gesellschaften repräsentiert wurde, diese aber nicht minder transformiert hat als die Gesellschaft der Dritten Welt, sowie dem offensichtlichen Willen, diesem Trend zu folgen, und andererseits dem Bedürfnis, eine historische und kulturelle Authentizität zu entwickeln, die nicht westlich ist. Es ist sicher mißverständlich, wenn Gordon in einigen extravaganten Mythen lediglich „jugendliche“ oder „pathologische“ nationale Zustände sieht, die sich später herausstellen werden als lediglich frühe Schritte auf dem Wege zu „modernization and universalism as the ‚self-image‘ of the West becomes the common property of all men“ (S. 191, 192). Eine mißverständliche Formulierung ist aber nicht identisch mit „intellektueller Arroganz“ und der Behauptung der „Verarmung anderer Zivilisationen“ (die zit. Kritik im MEJ). Es geht Gordon gerade nicht um ein allgemeines self-image des Westens als Muster für die Dritte Welt, sondern um ein kritisch-historisches Bewußtsein — in erster Linie bei professionellen Historikern —, das auch nach Gordon im Westen zwar als intellektuelle Möglichkeit entwickelt, aber doch nur in seltenen Fällen realisiert wurde, keineswegs aber „das“ angeblich generell vorhandene westliche self-image darstellt. Daß dieser Vorwurf so heftig erhoben werden kann, bestätigt im Grunde nur Gordons These.

Wenn Gordon allerdings als Beispiel für in der Dritten Welt erreichte „Reife“ Tunesien darstellt (S. 65 ff.), das sich bewußt auf eine „mediterrane Zivilisation“, nicht nur arabische und mohammedanische Tradition stütze und deshalb ohne Gefahr der Entfremdung von anderen Kulturen zu borgen imstande sei, dann erweist sich darin wieder die eingangs kritisierte Begrenztheit dieser analytischen Kategorien. Hat doch dieser Vorgang des „Borgens“ gerade in Tunesien nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß sich dort ausgesprochen „unmoderne“ Gesellschaftsstrukturen erhalten konnten¹. Aber auch wenn Gordon diese kritische Perspektive bedauerlicherweise selbst nicht entwickelt, so mindert das doch den Wert seines Buches nicht wesentlich. Dieser Mangel verdeutlicht nur gewisse Schwächen, die der traditionellen Historie (als Wissenschaft) allgemein anhaften. Ein derart kritischer Ansatz ließe sich wohl auch in Gordons Maturity-Begriff noch einbauen, der dann erst seine volle Wirkung entfalten würde.

Knud Krakau

1 Vgl. dazu B. Tibi, Das tunesische Genossenschaftsexperiment: Beispiel einer gescheiterten agrarstrukturellen Transformation, in: VRÜ 5 (1972), S. 145 ff.